

"Chalet" - wider Gegenwarts-Architektur? : Kontroverse um Gisels Schulhaus in Engelberg

Autor(en): **Hartmann, Rahel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **89 (1994)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-175634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

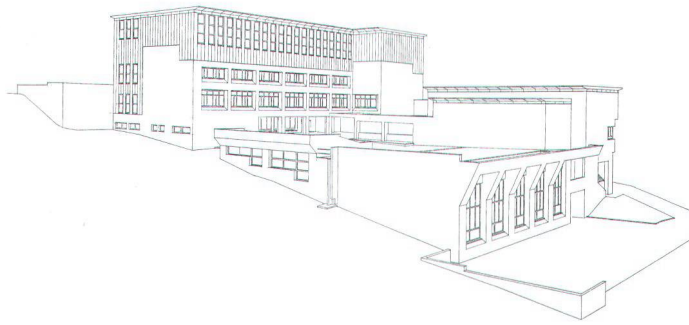
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Engelberger brauchen in ihrem Dorfschulhaus, das der Zürcher Architekt Ernst Gisel 1967 baute, mehr Raum für Bibliothek, Musik- und Lehrerzimmer. 1988/89 wurde daher ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben – allerdings, ohne den Urheber zuerst um einen Entwurf zu bitten. Denn die Gemeinde beabsichtigte nicht nur eine Erweiterung, sondern gedachte, diese mit einer «Verschönerung, einer besseren Eingliederung in die Umgebung» zu verbinden. Aus Respekt vor Gisels Bau reichten aber neun von elf eingeladenen Architekten kein Projekt ein. Custer & Infanger, die den Wettbewerb gewannen, plagten solche Skrupel nicht und lieferten einen «Chalet»-Vorschlag, indem sie dem klassischen Flachdach-Sichtbetonbau einen Giebel aufsetzten.

Der Volksmeinung opfern?

Dies rief namhafte Architekten und Professoren auf den Plan. Werner Oechslin, Professor und Vorsteher des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur an der ETH Zürich, Stanislaus von Moos, Professor für zeitgenössische und moderne Kunst an der Uni Zürich, Professoren der Ecole Polytechnique in Lausanne mit Luigi Snozzi an der Spitze intervenierten bei der Gemeinde, diese Verschandelung von Gisels Werk nicht zuzulassen. Aber auch die Einheimischen solidarisierten sich mit dem international tätigen Gisel. Die Vereinigung der Obwaldner Architekten warnte davor, sich an die Volksmeinung anzubiedern und ihr einen Bau zu opfern, den von Moos als «Gegenwarts-Denkmal» bezeichnet.

Den Eingriff in Gisels Werk, dem im Mai/Juni vergangenen Jahres eine Retrospektive gewidmet war, rechtfertigte die Gemeinde mit dem Urteil des Bundesgerichts vom September 1991. Dieses schätzte im Fall des Umbaus des Schul-



Statt diesen aufgestockten Kompromissvorschlag Gisels möchte die Gemeinde seinen Flachdachbau mit einem Satteldach versehen.

Plutôt que la solution de compromis Gisel, prévoyant cette surélévation, la Commune désirerait remplacer le toit plat par un toit à deux pans.

Kontroverse um Gisels Schulhaus in Engelberg

«Chalet»- wider Gegenwarts-Architektur?

Von Rahel Hartmann, Journalistin BR, Littau

Das 1967 vom Zürcher Architekten Ernst Gisel errichtete Engelberger Dorfschulhaus Aeschi wollen die Behörden mit einem Giebel besser «in die Umgebung eingliedern». Nachdem sich namhafte Architekturkritiker gegen die Verschandelung des Flachdachbaus zur Wehr gesetzt haben, und auch das Bundesamt für Kultur Einsprache erhob, scheut die Gemeinde den Rechtsstreit: Sie hat Gisel nun doch gebeten, einen Vorschlag zu unterbreiten.

hauses Rapperswil/Jona von Custer und Zanger das Recht des Eigentümers, seine Pläne zu verwirklichen, höher ein, als das Urheberrecht des Architekten. Es entschied, «die Verfügungsfreiheit des Eigentümers (gehe) dem Integritätsanspruch des Architekten vor». Das Flachdach konnte durch ein Satteldach ersetzt werden. Nachdem am 1. Juli 1993 das neue Urheberrechtsgesetz in Kraft trat, dürfte es für die Architekten noch schwieriger werden, die Unversehrbarkeit ihrer Bauten zu reklamieren. In dem Gesetz wurde die Rechtspre-

chung des Bundesgerichts nämlich verankert.

Bahnbrechend ist das Urteil aber nicht nur, weil es die Basis für die Einschränkung des bis dahin zwar ungeschriebenen, aber gleichsam als moralische Verpflichtung verstandenen Urheberrechts schuf. Wie Engelberg vorführt, ist es nachgerade als Verdikt gegen das Flachdach interpretierbar. Oechslin wirft in einem Brief der Gemeinde denn auch vor, die längst überholten Vorurteile der Moderne Gisel anlasten zu wollen. Dies ist um so ungerechtfertigter, als der international tätige Architekt

das Flachdach damals nicht der Mode jener Zeit folgend, wählte, sondern um den Bau «ins Gespräch zu bringen mit den Bergen, vorab dem Titlis», wie er erklärt.

Eine Provinzposse

Diesen zu vermarkten, sei der Gemeinde sehr wohl gelungen, schreibt Oechslin, dieweil sie es unterlassen habe, das Verständnis des Volks für einen bedeutenden modernen Bau zu wecken. Die Behörden zögen sich auf das Argument zurück, «der Bürger würde es nicht verstehen», wenn Gisel geholt worden wäre. Für Werner Oechslin hat das Vorgehen die Qualität einer «Provinzposse». Die Gemeinde scheine sich auf die «Idylle autarker Selbstversorgung» zurückziehen zu wollen.

Gisel selber bedauert, nicht um die Ausarbeitung eines Projekts gebeten worden zu sein. Er hätte es «aus der Schublade ziehen können». Er habe sich auch bei andern seiner Bauten mit Erweiterungen befassen müssen – 1965 bis 1967 etwa im Schaffhausischen Thayngen, als er dem Schulhaus Recken (1950 bis 1952) – seinem ersten öffentlichen Bau – einen Erweiterungskomplex hinzugesellte.

Abgesehen davon, sagt Gisel, er wäre durchaus bereit gewesen, «zu helfen, dass die Kirche im Dorf bleibt», hätte sich sogar eine «Verfeinerung» vorstellen können, die der «heutigen Denkweise» entspreche, aber als «organisches Wachstum aus dem Bau heraus entwickelt und nicht aufgesetzt».

Bezeichnenderweise hat Gisel Anfang Dezember letzten Jahres den Heimatschutzpreis bekommen – auch ohne Giebel. Denn der ist noch kein Garant für eine Vereinheitlichung der Dachlandschaft. Dass Engelberg diese anstrebe, sei zwar besser als nichts, sagt Stanislaus von Moos. Gisels Kunstwerk dürfe aber nicht einer nachträglichen Verkleidung mit traditionellen

Dächern unterzogen werden. Talamann von Holzen bestritt, dass es sich bei der Sanierung um reine Kulissenarchitektur handelt, und spricht den Fachleuten die Kompetenz ab, das Projekt beurteilen zu können, weil sie es gar nicht gesehen hätten. Diesen Vorwurf muss sich die Zürcher Architektin, Sibylle Heusser, sicher nicht machen lassen. Sie hat als Expertein der eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege im Auftrag des Kantons Obwalden ein Gutachten erstellt und klassifiziert das Sanierungsprojekt als Verschandelung.

Falsch gelesen

Ausgerechnet auf diese Arbeit beruft sich aber von Holzen, um seine Haltung zu untermauern. In den sechziger Jahren habe die Architektur ihre Aufgabe nicht darin gesehen, Bauten in die Umgebung einzugliedern, zitiert er. Ob dieser Lesart empört sich Sibylle Heusser. Wohl sei es nicht das Hauptanliegen der damaligen Architektur – im allgemeinen – gewesen, einen Bau in den bestehenden Kontext zu integrieren, nichtsdestotrotz habe Gisel mit seinem eigenständigen Werk eine Verbindung zum Kloster hergestellt.

Interesse am Gisel-Bau hat das Bundesamt für Kultur (BAK) denn auch, weil er einen guten architektonischen Kontrapunkt zum Kloster bildet. Als Denkmal von nationaler Bedeutung muss das Kloster bewahrt werden, so für die Gemeinde Bundessubventionen bekommt. In der entsprechenden Verfügung werden die Behörden gehalten, nicht nur den Bau selber, sondern auch dessen Umgebung zu schützen, was auch für das Schulhaus gilt, weil es in unmittelbarer Nachbarschaft liegt. Das BAK sieht in der vorgesehenen Sanierung eine Gefahr für das Kloster, weshalb es Einsprache eingelegt hat.

Die hat die Engelberger Behörden Ende Januar bewogen, eine schriftliche Umfrage

in der Bevölkerung zu lancieren. Gelegenheit, seine Architektursprache verständlich zu machen, wurde Gisel allerdings erneut nicht geboten. Abstimmungs-Überredungskunst statt Gespräch, wie es Gisel mit seinem Bau anstrebte? Die Gemeinde wollte sich jedenfalls die Absolution erteilen lassen, den Rechtsstreit durchzuziehen.

Konzession, kein Abbruch

Die hätte sie bekommen, jedenfalls – so Talamann Ernst von Holzen – hätten sich knapp 800 Personen für die Sanierungsvariante ausgesprochen und nur rund 100 für eine Weiterplanung mit Gisel. Trotzdem hat die Gemeinde kalte Füße bekommen. Die Lehrerschaft beklagt den Raumangel und drängt auf eine schnelle Erweiterung. Eine solche würde durch ein zeitraubendes Gerichtsverfahren verzögert, weshalb Gisel nun ein Vorprojekt einreichen konnte.

Eine Konzession hat er darin gemacht und ein hinterlüftetes, allenfalls flachgeneigtes Kupferdach auf allen Gebäuden vorgeschlagen. Dem Flachdach tut er keinen Abbruch, zieht aber den Beton nicht bis ganz hinauf, sondern wählt für den einen Meter, um den sich die Betonkuben erhöhen, eine Holzkonstruktion. Um ein volles Geschoss aufstocken will er nur den Klassentrakt, wo die zusätzlichen Nutzungen untergebracht werden sollen. Die Fassade dieses Geschosses würde ebenfalls in Holz gebaut.

Dass Gisel am Flachdach festhalten will, passt Talamann Ernst von Holzen immer noch nicht. Er zweifelt daran, dass sich diese Lösung besser in die Umgebung einfügt, als die Giebel. Die notwendige Aufstockung um ein Geschoss werde durch das Flachdach sehr dominierend. Wobei von Holzen Verständnis aufbringt, dass Gisel den Ausbau sichtbar machen, nicht kaschieren will.

La Chaux-de-Fonds et son histoire

Une motivation contagieuse

par Marco Badilatti, publiciste, Zumikon

Le prix Wakker 1994 sera remis le 11 juin à la Ville de La Chaux-de-Fonds. Il récompense ainsi les efforts des autorités locales qui ont réussi à susciter l'enthousiasme des habitants pour les particularités urbanistiques de leur ville et à inciter ceux-ci à en assurer la sauvegarde.

Les hauteurs du Jura ont, dans cette région, longtemps servi au pâturage des troupeaux et à l'exploitation du bois. En raison de leur altitude moyenne, à 1000 m environ, des pluies abondantes, des températures fraîches, de leurs flancs boisés et de leurs vallées marécageuses, elles étaient et sont difficiles à mettre en valeur par l'agriculture. C'est ainsi que les «montagnes» se sont peuplées relativement tard, à savoir à partir du XI^e siècle, d'abord avec la venue de moines, puis elles se sont développées lentement.

De l'alpage au village

La Chaux-de-Fonds est mentionnée pour la première fois dans un document datant de 1350. Elle faisait alors partie du territoire des seigneurs de Valangin et ne devint neuchâteloise qu'en 1592. Le roi de Prusse en prit possession en 1707, pour la rendre, après la révolution de 1848, au canton de Neuchâtel qui s'était joint en 1814 à la Confédération Helvétique.

Avec l'industrialisation qui a débuté au XVIII^e siècle, touchant d'abord Le Locle, tout proche, puis La Chaux-de-Fonds, l'urbanisation a pris un essor relativement rapide. Entre 1750 et 1850, le nombre d'habitants a sextuplé, puis il a augmenté avec quelques inter-

ruptions jusqu'au milieu de ce siècle; aujourd'hui, La Chaux-de-Fonds compte quelque 36 000 habitants. Au début, il s'agissait surtout de petits éleveurs de bétail qui exerçaient à côté les métiers de charpentier, menuisier, ferronnier et horloger, soit à la ferme, soit dans les premières fabriques artisanales et industrielles. Dès le début du XIX^e siècle, l'agriculture perdit beaucoup de son importance au profit de l'artisanat et de l'industrie.

Planification urbaine

Pendant cette période, La Chaux-de-Fonds, de village qu'elle était, devint une bourgade. Le long des quatre routes principales et autour de la place du Marché s'élevèrent des maisons et des immeubles locatifs pour les artisans et les commerçants qui gagnaient leur vie dans les ateliers qui se multiplièrent, surtout pour la fabrication de pendules. Mentionnons au moins l'atelier de Pierre Jacquet-Droz (1721-1790) dont les pendules devinrent célèbres dans le monde entier. Avec Daniel Jean-Richard, fabricant de montres au Locle, et d'autres pionniers de la région, cet horloger incarne le type du montagnard neuchâtelois alliant une grande éthique du travail, une soif de connaissances, un génie inventif et une habileté techni-